

Impuls im Adventsgottesdienst  
*Himmelwärts*  
 der Creativen Kirche  
 Witten, 7. Dezember 2014

In diesen Zeiten denke ich wieder häufiger an Bethlehem, eine kleine, wuselige, hügelige Stadt gleich neben Jerusalem. Wie ich zum ersten Mal den Blick habe schweifen lassen über die Felder am Rand der Stadt. Felder, wie sie auch vor 2000 Jahren schon ausgesehen haben könnten. Da war kein besonderer Glanz, da war nichts, das diese Szenerie veredelt hätte. Kein Nachhall von Engelsgesang, da stand kein Himmel offen, im Gegenteil: Zehn Minuten vorher hatten wir noch eine der höchsten Betonmauern gequert, die je ein Land geteilt haben. Die Mauer, die Israels Regierung gebaut hat in den letzten 12 Jahren, damit keine Terroristen einsickern aus dem Westjordanland.

Bethlehem im Heiligen Land, im gelobten Land, Jesu Heimatland. Israel, Palästina, ein einziges großes Zeichen, dass diese Welt zerrissen ist. Schon der Namen macht das klar: Beth-Lechem, das lässt sich übersetzten mit „Haus des Brotes“, aber auch mit „Haus des Kampfes“.

Wenn du da stehst mit Blick auf die Felder vor der Stadt, dann wird dir klar, dass die Welt einen Messias braucht. In der muslimischen Überlieferung gibt es übrigens ähnliche Hoffnungen, dass am Ende aller Tage ein Gottgesandter alles in Ordnung bringt. Immerhin darin sind wir uns einig – Christen, Juden und Moslems.

Da stehen wir also im modernen Bethlehem im Westjordanland, hinter der Mauer, die Aggression von Angst

trennen soll, einem Zeichen des Unfriedens, und wir erinnern uns an die schöne Geschichte mit Kind und Krippe, in der alles so friedlich zuzugehen scheint.

Aber wenn wir etwas genauer hinsehen, sind die Unterschiede gar nicht so groß zwischen damals und heute. Damals war das Land besetzt von einer hochgerüsteten Weltmacht, Teil des Römischen Reichs. Hohe Steuerlast, viel Unruhe im Volk, die eigene Marionetten-Regierung in Jerusalem korrupt, ohne klare Wertmaßstäbe. – Bevor jetzt jemand die Moral-Polizei ruft: Nein, ich vergleiche nicht die Besetzung Palästinas durch die Römer vor 2000 Jahren mit der zionistischen Bewegung im 20. Jahrhundert. Ich werde immer dafür meine Stimme erheben, dass Juden und Araber auf diesem wundervollen Fleckchen Erde in Frieden miteinander leben können, alle Töchter und Söhne Abrahams. Mir geht es darum, wie beschwerlich der Alltag im Bethlehem damals war und heute ist ...

Die Bibel erspart uns nicht für einen Moment die Härten der Wirklichkeit, in die sich Gott hineinbegibt in Bethlehem: Dass die Mutter keinen anständigen Platz hat, um zu entbinden. Dass die Hirten in den kalten Nächten in der Gegend draußen rumhocken müssen. Null Besinnlichkeit, null Gemütlichkeit und keine Spur von „Apfel, Nuss und Mandelkern“. Ich bin auch nicht sicher, ob Maria und Josef in den Stunden nach Jesu Geburt das alles so süß, harmonisch, romantisch fanden, wie wir heute Weihnachten gerne haben. Ich halte es für wahrscheinlich, dass Maria ziemlich platt war nach der

Geburt, und dass Josef einen Augenblick lang gedacht hat: „Ich bin im falschen Film. Ein Kerl wie ich, anständiger Zimmermann aus Nazareth, strande hier in irgendeiner Absteige mit meiner jungen Familie. Und zu Besuch kommen ein paar – Entschuldigung: Penner.“

Und bald danach wird es ja richtig heftig, wenn wir der biblischen Erzählung folgen: Ich weiß, historisch ist es kaum zu belegen, dass Herodes dem kleinen Jesus nach dem Leben getrachtet hätte und systematisch Kinder hätte töten lassen. Ich weiß, dass ich nicht weiß, ob die kleine Familie wirklich nach Ägypten flüchten musste. Ich weiß aber, dass der Evangelist Matthäus (*Mat. 2:13 ff*) uns damit sagen wollte: Dieser Jesus ist nicht als Außerirdischer hier reingeraten, er ist nicht als Supermann mit Superkräften durch die Welt-Wirklichkeit spaziert wie ein vollkaskoversicherter Tourist mit Rücktransport im Krankheitsfall. Dieser Jesus ist vom Start weg in die dickste Misere geraten, die du erwischen kannst: Obdachlos, heimatvertrieben, fremd. Wieder klappt der historische Vergleich nicht, aber ich glaube, dass die Millionen, die in unseren Zeiten aus Syrien flüchten, und die Millionen, die aus Afrika übers Mittelmeer flüchten, Jesu Schicksal teilen.

Machen wir uns nichts vor mit Blick auf den *holden Knaben im lockigen Haar, O Jesulein, zart*: Diese kleine Gedenkversammlung irgendwo im Nirgendwo vor 2000 Jahren hat doch damals nicht einen Ruck durchs Land gehen lassen. Da waren doch kein Twitter-Gewitter und eine Million *Likes* auf Facebook: „Hey, der Heiland

ist am Start!“ Nein, das hat doch außer diesen paar Losern von der Viehweide kaum einen gejuckt, der in der Gegend die Politik bestimmt hat und die öffentliche Meinung; vielleicht ein paar empfindsame Seelen mit Sinn für Mystik – diese legendären *Weisen aus dem Morgenland*. Die Musik spielt in Rom und in Jerusalem. Die Weltenrettung bahnt sich so was von unspektakulär an, dass ich an Marias Stelle gedacht hätte: „Meine Güte, da hätte der Vater aber mal ein bisschen mehr draus machen können: Promotion, vielleicht eine Mondfinsternis oder eine Stimme mit Donnerhall überm Hauptquartier der Römer, also ein bisschen mehr Werbung in eigener Sache als diese kleine Licht-Show da überm Feld bei den Hirten ...“

Der Anfang der Sache mit Jesus war also scheinbar schon mal nicht so umwälzend. Und das Ende wird noch härter: Dieser Jesus wird in die ultimative Misere geraten. Aus der eigenen Glaubensgemeinschaft ausgestoßen, amtlich geächtet, gefoltert, zum Tode verurteilt, elend erstickt.

Spätestens jetzt drängt sich doch die Frage auf: „Wie konnten wir aus diesem spröden, unscheinbaren, stressigen Geschehen von Bethlehem so eine kitschige, süßliche, genussvolle Veranstaltung machen wir das deutsche Weihnachtsfest?“ Ich könnte mich jetzt prächtig aufregen, wie Kitsch und Konsum die spirituelle Bedeutung des Evangeliums überwuchert hätten. Aber solches Genöle gehört ja schon mit zur Weihnachtstradition; es nervt fast mehr als der sogenannte *Weihnachtsrummel* selbst. – Darum

geht es mir auch gar nicht, jedenfalls nicht in diesem Moment. Ich mag die deutsche Weihnacht, zu der die Familie sich versammelt, zu der sich alte Freunde treffen, zu der viele versuchen, ein bisschen netter miteinander umzugehen als an den 364 übrigen Tagen des Jahres. Schwierig wird es für mich, wenn wir so tun, als könnten wir im christlichen Glauben ein ganzes Leben lang nur deutsche Weihnachten feiern. Damit würden wir ja nicht mal die biblische Weihnachtsgeschichte ernst nehmen, die Härten, die Zumutungen, das Leid, die darin stecken.

Im Mittelalter war der Advent noch eine Zeit der inneren Reinigung, der Buße. Buße bedeutet zunächst, die Perspektive zu wechseln, ein neues Ziel ins Auge zu fassen, ein Ziel, das Leben verheißt ohne Ende. Kleine Begriffskunde: Im Neuen Testament heißt Buße *metanoia*, also: *Umdenken, Umkehr des Denkens*. Und der hebräische Begriff *schub* bedeutet sogar: *Umkehr zu Gott mit der ganzen Existenz, mit neuem Vertrauen – und Abkehr von den menschlichen Neigungen und Schwächen*. Das also ungefähr haben unsere Glaubensväter und Glaubensmütter über Jahrhunderte hinweg geübt in der Adventszeit – und sie haben gefastet. Da hat sich das Brauchtum nach meiner Erfahrung ein bisschen gewandelt; ich glaube, ich füttere zu keiner anderen Zeit im Jahr so viele Spekulationen, so viel Stollen und Marzipan wie jetzt gerade. Aber den Gedanken mit der Buße, mit dem Umkehren, mit dem Blickwechsel, den finde ich klasse. Und diesen Gedanken finde ich in der Weihnachtsgeschichte.

Bei Lukas heißt es (*Luk 2:19*):

„Maria behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen.“ Gemeint sind die Worte, die sie von den Hirten gehört hatte als Kommentare am Kindbett, an der Krippe. Und die Hirten wiederum hatten diese Worte selbst gesagt bekommen als Eingebung: „Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der HERR.“ (*Luk 2:11 ff*) Also: *Hier liegt der Macher von allem und allen. Der kleine Scheißer da wird uns allen das Leben retten für ewig.*

Die ganze Geschichte ist bekanntlich umkränzt von metaphysischen Ereignissen: Helles Licht, Engel, himmlische Heerscharen, Lobgesang, astronomische Erscheinung überm Kreißaal – dazu scheint besonders hell der Planet Venus. Solche Erfahrungen habe ich offen gestanden noch nicht gemacht. Und Maria scheinen diese Phänomene auch nicht besonders beeindruckt zu haben. Nein, sie sitzt da irgendwann, lässt das ganze Geschehen auf sich wirken, hört sich an, wie andere das sehen, *ganz andere* sogar – und dann beschließt sie: „Das lass ich an mich heran! So sehe ich diese Geburt jetzt – als das, was sie wahrhaftig ist. Mehr als nur irgendeine Niederkunft in Bethlehem. Hier ist Gott am Werk!“ Und dann wird sie sich erinnern haben, dass ihr das ja schon mal jemand gesagt hat. (*Luk 1:26 ff*) Da findet Buße statt. Als es ein junges Mädchen schafft, in ihrer eigenen Wirklichkeit Gottes Wirklichkeit zu ahnen, zu spüren, zu betrachten.

Die Hirten brauchen für diese Buße sogar heftigeren Impact: Sie erfahren einen so dramatischen Blickwechsel, dass sie anfangs total durch den Wind sind. Sie wissen gar nicht, wie ihnen

geschieht mitten in der Nachtschicht: Mächtige Dinge bahnen sich an, und du bist überhaupt nicht darauf vorbereitet – das verunsichert dich, das haut dir die Füße weg. Das kenne ich. Und deshalb bin ich so froh, dass in der Weihnachtsgeschichte als erstes Wort an die Hirten zu lesen ist: „Fürchtet euch nicht!“ (Luk 2:10)

Da bin ich gerne dabei, da bin ich ganz Hirte auf dem Feld, Malocher im Alltag, Durchschnitts-Christ mit einem einigermaßen stabilen Credo. Wenn du dich auch nur annähernd Gottes Wirklichkeit aussetzt, dann begegnest du einem Mächtigen, einen Gewaltigen, dem ganz Anderen. Da kann dich wirklich Furcht befallen. Ich mag dieses Wort sehr gerne: „Fürchte dich nicht!“ Denn das ist für mich schon der Vorgeschmack von Erlösung. Jesus wird seinen Jüngern als Erwachsener etwas Ähnliches sagen: „In der Welt habt ihr Angst: aber seid getrost; ich habe die Welt überwunden.“ (Joh 16:33) Derselbe Jesus, der an dieser Welt verzweifeln wird, am Kreuz, als er schreit: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ (Mk 15:34) Wie gut das tut, dass er beides kennt, beides erlebt: Er schwitzt Blut und Wasser in Gethsemane, er verzweifelt im Angesicht des Todes; und er vertraut doch, dass alles gut ist, dass er am Leben bleibt, jenseits unserer Erfahrung und unseres Wissens und unserer Erkenntnis, dass er *im* Leben bleibt. Er sieht Gottes Wirklichkeit durch die Weltwirklichkeit hindurchscheinen.

Und zwischendurch, in den drei Jahrzehnten Lebenszeit dazwischen, scheint er ja nicht als dauerdeprimierter Märtyrer

rumgelaufen zu sein – die Welt ein Jammertal, alles eitel, alles vergänglich. Nein, er hat intensiv seine Lebenszeit ausgekostet. Der Mann hat gefeiert, er hat gebetet, er hat gekuschelt, er hat gestritten, er hat etwas Anständiges gelernt, und vor allem hat er geliebt und Hoffnung verbreitet und den Leuten in seiner Umgebung so gut getan, dass sie sich heile gefühlt haben, gesund, ganz, lebendig, frei.

Damit bin ich bei einer der großen Zumutungen des Evangeliums. Bei dieser schlichten Erkenntnis, dass nicht ein Leben lang deutsche Weihnacht ist. Bei dem, was im Römerbrief steht, Kapitel 5:

„Wir rühmen uns auch der Trübsale, denn wir wissen, dass Trübsal Geduld bringt; Geduld aber bringt Erfahrung; Erfahrung aber bringt Hoffnung; Hoffnung aber lässt uns nicht zugrunde gehen.“

Ich will das nicht. Ich will keine Trübsal. Ich habe Angst, wenn es ums Ganze geht. Wenn mein Job auf dem Spielt steht. Meine Ehe. Mein Sehvermögen. Meine Leber. Mein Leben. Mein Vertrauen.

Dieses Jahr war für mich geprägt von den Interviews, die ich im Buch „Nur noch eine Tür“ versammelt habe. Das sind Interviews in der Trübsal. Ich habe dafür unter anderem gesprochen mit Maria, die das zweite Viertel ihres bisherigen Lebens im Rollstuhl verbracht hat, das jüngste Viertel fast komplett gelähmt in einem stockfinsternen Zimmer in einem Pflegeheim. Maria sagt mit ihren 28 Jahren: „Manchmal verstehe ich Gott überhaupt nicht.“ Aber immerhin hält sie dran fest, dass ER da ist und schon

eine Idee haben wird, wofür das alles gut sein soll.

Ich habe gesprochen mit Nico, einem Top-Athleten mit top Schulnoten und großartigen Plänen für seine Zukunft nach dem Abi, dem über Nacht eine Gesichtshälfte taub herabhängt, und der wenige Tage später erfährt, dass er an einem unheilbaren Hirntumor leidet. Nico ist vor drei Wochen gestorben, keine anderthalb Jahre nach dem Befund, und einer seiner ersten Sätze für mich war: „Die Hoffnung stirbt zuletzt, und meine erstmal gar nicht.“ Diesen Satz hat seine Familie über seine Todesanzeige geschrieben. Anscheinend hatte Nico eine Hoffnung über den Tod hinaus.

Das sind nur zwei von fast 20 Begegnungen, die ich in diesem Jahr mit Trübsal und Leid und Tod hatte. Also mit einer Wirklichkeit, von der Paulus sagt, sie lehre uns Geduld und Erfahrung und Hoffnung. Mit einer Wirklichkeit, der sich mein Lieblingstheologe Dietrich Bonhoeffer auch gestellt hat, wahrscheinlich sogar in der Adventszeit vor 70 Jahren. Die meisten hier im Saal kennen das Lied „Von guten Mächten“ und seine unfassbar tröstliche, wärmende Zusage:

„Von guten Mächten wunderbar geborgen,/Erwarten wir getrost, was kommen mag./Gott ist mit uns am Abend und am Morgen/Und ganz gewiss an jedem neuen Tag.“

Aber diese Verse stehen am Schluss eines Gedichtes, in dem Bonhoeffer vier Strophen vorher schreibt:

„Und reichst du uns den schweren Kelch, den bittern ...“

*Du, also Vater, Bruder Jesus:*

„Und reichst du uns den schweren Kelch, den bittern/Des Leids, gefüllt bis an den höchsten Rand,/So nehmen wir ihn dankbar ohne Zittern/Aus deiner guten und geliebten Hand.“

Ohne Zittern?

Für mich habe ich da ausgeprägte Zweifel. Aber auch das haben mich die Interviews mit Sterbenden und Sterbebeleitern gelehrt: Es ist nicht entscheidend, ob ich zittere, ob ich vielleicht sogar verzweifle. Gott ist größer als Zittern und Verzweifeln. Er schafft Fakten, die ich nicht alle begreifen muss mitten in der Trübsal. Aber Bonhoeffer schreibt auch: *So nehmen wir ihn dankbar*. Und damit beschreibt er etwas, das uns zurückführt nach Bethlehem, zu Jesus als kleinem Scheißer, zu seiner Mama, Maria, die das bewahrt und in ihrem Herzen bewegt, was in diesen Stunden vielleicht ihren eigenen Horizont übersteigt:

Dankbar das Leben leben, das sich da entfaltet. Bei allem, was sich vordrängt an Stress und Druck und Unfrieden und Angst und Finsternis. Nicht glauben, das sei schon die ganze Wahrheit. Die ganze Wahrheit ist: In dieser zerrissenen Welt ist eine neue Welt angebrochen; klein wie ein Säugling im Römischen Reich.

Wird damit auf einmal alles gut?

Sterben deshalb keine Säuglinge an Ebola in Liberia? Hört deshalb die Terrormiliz IS auf, im Irak und in Syrien Leute zu killen? Stehen deshalb auf den onkologischen Stationen wenigstens die Gottesfürchtigen aus ihren Betten auf und wandeln fröhlich?

Oder schalten wenigstens die Löwen und Geparden um auf Vegetarier? Und die Elstern in meinem Garten hören im Mai auf, frisch ausgeflogene Meisenkinder zu jagen?

Nein!

Römerbrief, Kapitel 8:

„Ich bin überzeugt, dass die Leiden der gegenwärtigen Zeit nichts bedeuten im Vergleich zu der Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll. Die ganze Schöpfung wartet sehnsüchtig auf das Offenbarwerden der Söhne Gottes. Aber auch wir seufzen in unserem Herzen und warten darauf, dass wir mit der Erlösung unseres Leibes als Söhne offenbar werden. Denn wir sind gerettet, doch in der Hoffnung. Hoffen wir aber auf das, was wir nicht sehen, dann harren wir aus in Geduld.“

Und im selben Kapitel steht wieder dieses erste Wort, das die Engel vor Bethlehem an die Hirten richten. Das Wort, das sie an uns richten: „Fürchtet euch nicht!“, nämlich:

„Ihr habt nicht einen Geist empfangen, der euch zu Sklaven macht, so dass ihr euch immer noch fürchten müsstet, sondern ihr habt den Geist empfangen, der euch zu Söhnen macht, den Geist, in dem wir rufen: Abba, Vater!“ (Röm 8:15)

„Abba, Papa!“, rufen in den Krankenzimmern, in den Flüchtlingsheimen, an den Sterbebetten, und sich nicht versklaven lassen von den Ängsten, von den Härten, von den eigenen Einflüsterungen: „Du bist ein Nichts!“ Oder: „Du bist der Größte!“ Oder: „Das geht hier alles zum Teufel!“ Oder: „Jetzt kann mir wirklich niemand mehr helfen.“

Ist das billige Jenseitsvertröstung?

Nein! Das ist teure Diesseits-Erkenntnis. Das ist Buße. Das ist das kleine Wunder von Bethlehem. Die Worte bewahren und im Herzen bewegen, da wo du in dir zu Hause bist: „Abba, Papa!“

Vielleicht hat deshalb diese leicht verkitschte, harmoniesüchtige, besinnliche deutsche Weihnacht so einen festen Platz im Leben der meisten von uns: Weil wir zumindest in diesen wenigen Stunden oder Tagen eine ganz kleine Ahnung davon bekommen, wie gut es uns tun kann, durch all das hindurch zu schauen, was uns unscheinbar und klein erscheint, was beschwerlich ist, betrüblich, belastend, vernichtend. Wie gut es uns tun kann, wie unsere Seele Wind unter die Flügel bekommt, wenn es uns nur gelingt, mitten im Leben umzudenken, unser Leben neu zu denken, unsere ganze Existenz in der Gegenwart Gottes zu denken, zu spüren, zu leben. Wie gut es uns tun kann, solche Buße zu tun ohne Selbstkasteiung, ohne Asche auf dem Haupt, sondern still und aufmerksam und offen und bewegt und froh wie Maria an der Krippe.

Ich stelle mir vor, wie Sie dabei lächelt.

*„Eins aber hoff ich wirst du mir,  
Mein Heiland, nicht versagen:  
Dass ich dich möge für und für  
In meinem Herzen tragen.  
So lass mich doch dein Kripplein sein;  
Komm, komm und lege bei mir ein  
Dich und all deine Freuden!“  
Ich steh an deiner Krippe hier, Paul Gerhardt 1653*